

Kathrin Schmitt

Die Figur der Mutter in *La perra* (2017) von Pilar Quintana: Patriarchale Formung und postkoloniale Perspektiven

El discurso sobre la maternidad es omnipresente en nuestra sociedad moderna. A pesar del cambio paulatino en la representación de la figura de la madre en la literatura y cultura del siglo XXI, una gran parte de la sociedad sigue interiorizando la imagen de una “madre perfecta”, una construcción histórica derivada de una perspectiva patriarcal. Dentro de este marco histórico y discursivo, el presente artículo analiza el discurso sobre la madre y el cuerpo femenino en la novela *La perra* (2017) de la autora colombiana Pilar Quintana. Además, el análisis revela que en el contexto de la narrativa poscolonial la figura materna puede ser utilizado para aludir hacia un pasado precolonial. Por lo tanto, el propósito de este análisis no solamente consiste en señalar la necesidad de repensar la maternidad como elemento decisivo en la existencia femenina, sino también en problematizar una perspectiva poscolonial que continúa afectando a los individuos de las antiguas colonias hasta hoy.

1. Einleitung

Wie der Blick in die Vergangenheit zeigt, unterliegen die Diskurse über Mutterschaft – Diskurse nicht im linguistischen, sondern im Foucault’schen Sinne verstanden als Praxis des Denkens, Sprechens und Handelns mit Wahrheitsanspruch (cf. Foucault 1979) – seit jeher einem steten Wandel. Während Platon die Bindung zwischen Eltern und ihren Kindern im Rahmen seiner Überlegungen zur richtigen Ausgestaltung des Staates nahezu komplett auflöst, wird die Mutter in der Neuzeit von Philosophen, Moralisten und Pädagogen wie Rousseau oder Pestalozzi zunehmend zur Alleinverantwortlichen des kindlichen Wohls erklärt (cf. Badinter ⁴1991; cf. Schütze 1986). Vor allem Platons Auseinandersetzung mit der elterlichen Bindung zum Kind zeigt dabei, wie weit die Überlegungen zur Figur der Mutter bereits zurückreichen. Auch in der heutigen Zeit sind der Diskurs über Mutterschaft und die Frage nach der Ausgestaltung der „perfekten Mutter“ allgegenwärtig. Dies führt dazu, dass Frauen, die von der Darstellung des Weiblichen im (glorifizierten) Mutterbild abweichen, in Kultur und Gesellschaft oftmals unsichtbar wirken. Hierzu zählen nicht nur solche, die keine Kinder haben, sondern auch jene, die zwar Mütter sind, ihre Rolle

aber nicht den gesellschaftlichen Erwartungen gemäß erfüllen (können oder möchten).

Spätestens mit Beginn der „Regretting motherhood“-Debatte, die auf Orna Donaths gleichnamige Publikation 2015 folgte, zeichnet sich in der Populärkultur ein Wandel in der Darstellung von Mutterschaft ab. In der gleichnamigen Studie hatten dreiundzwanzig Frauen Donath gegenüber geäußert, dass sie – gäbe es diese Möglichkeit – ihre Mutterschaft rückgängig machen würden. Hierbei unterschieden die meisten von ihnen klar zwischen Mutterschaft und ihren Kindern. Obwohl sie ihre Kinder nämlich liebten, habe sich das gesellschaftliche Glücksversprechen, das an Mutterschaft gekoppelt wird, für sie nicht eingelöst (cf. Donath 2023, 99s.). Donaths Publikation rückte das Thema der bereuten Mutterschaft in den medialen Fokus, das bis dato „weder in der öffentlichen Debatte noch in der interdisziplinären theoretischen und feministischen Literatur über die Mutterschaft“ (id., 11) präsent gewesen zu sein schien. Diese von Donaths Studie angestoßene Diskussion über die Repräsentation von Mutterschaft zeigt sich währenddessen auch in der Literatur: So ist vornehmlich in Texten des 21. Jahrhunderts neben einer zunehmend kritischen literarischen Auseinandersetzung mit Mutterschaft eine wachsende Diversifizierung von Mutterfiguren zu finden, die auf eine graduelle Auflösung der Verbindung von Mutterschaft und der weiblichen Biologie zielt. Auch in der lateinamerikanischen Literatur, in der zahlreiche Autorinnen komplex angelegte Mutterfiguren ins Zentrum ihrer Texte stellen, lässt sich diese Abkehr von dem stark maternal geprägten Ideal der Frau als „ángel del hogar“ (im Sinne der von María del Pilar Sinués de Marco an Frauen gerichteten Verhaltenslehre)¹ beobachten. Über die Präsentation alternativer Mutterfiguren hinaus, z. B. bei Guadalupe Nettel in *La hija única* (2020) oder Lorena Salazar Masso in *Esta herida llena de peces* (2021), mehren sich auch jene literarischen Stimmen, die sich kritisch mit ihrer eigenen Rolle als Mutter auseinandersetzen. Beispielhaft sei hier auf *Los ingrátidos* (2011) von Valeria Luiselli, *Elena sabe* (2007) von Claudia Piñeiro oder auf den Roman *Matate, amor* (2012) von Ariana Harwicz verwiesen, dessen Protagonistin sogar über den Tod ihres Ehemannes und ihres eigenen Kindes fantasiert. Der literarische Trend, ebenfalls die Herausforderungen von Mutterschaft zu thematisieren, bildet damit auch in Lateinamerika die gesellschaftliche Tendenz ab, diese nicht mehr als Gebot und „natürliche Berufung“ abzubilden, sondern

¹ Von der enormen Reichweite des Werkes *El ángel del hogar* von María del Pilar Sinués de Marco, erstmals erschienen 1857, zeugen dessen insgesamt acht Auflagen, die letzte aus dem Jahre 1881.

als individuelle Erfahrung, die auch ambivalente – und bisweilen extreme – Empfindungen beinhaltet.

Der vorliegende Text knüpft an den Punkt der narrativen Konstruktion komplex ausgestalteter Mutterfiguren an und untersucht die Darstellung einer von der gesellschaftlichen Norm abweichenden Mutterfigur in dem kolumbianischen Roman *La perra* (2017) von Pilar Quintana. Da Quintanas Protagonistin auf eindrückliche Weise zeigt, dass der Diskurs über Mutterschaft nicht nur auf einer patriarchalen Perspektive auf das Weibliche beruht, sondern die westliche Wahrnehmung lateinamerikanischer Subjekte noch immer von kolonialen Strukturen geprägt ist, wurde der Roman als Gegenstand der nachfolgenden Analyse ausgewählt. Nach einer theoretischen Einführung soll daher anhand von *La perra* die These untermauert werden, dass sowohl patriarchale als auch koloniale Denkmuster bis in die Gegenwart hinein den alltäglichen Diskurs in lateinamerikanischen Ländern prägen, wo sie auch den Mutterschaftsdiskurs beeinflussen.

2. Patriarchale und (post-)koloniale Perspektiven auf die Figur der Mutter

Überlegungen zu Mutterschaft kommen nicht ohne eine Berücksichtigung von Geschlechterrollen aus. Unter anderem durch die biologische Gegebenheit, dass es Frauen sind, die Kinder austragen, wurde das weibliche Geschlecht in patriarchalen Diskursen zunehmend mit der Natur assoziiert und darauf basierend ein „weiblicher Geschlechtscharakter“ geformt, der in einem androzentrischen Weltbild dem Männlichen untergeordnet wurde (cf. Ortner 1979). Insofern sind Geschlechtertheoreme „keine beliebigen, freischwebenden Meinungen, sondern [...] verwurzelt in metaphysischen, ethischen, politischen und anthropologischen Prämissen“ (Kuster 2019, 11). Genauso wie Geschlechterbilder ist auch der Diskurs über Mutterschaft eine Konstruktion, die von gesellschaftlichen und staatlichen Institutionen und Diskursen geschaffen, geprägt und vermittelt wurde und auf einem patriarchalen Blick auf das Weibliche beruht (cf. Palomar Vereá 2004, 16). Er stellt Ansprüche an Mütter und verdeutlicht ihnen durch bestimmte Aussagen und Bilder, wie eine „gute“ Mutter zu sein bzw. nicht zu sein hat, was eine „gute Mutter“ zu tun bzw. nicht zu tun hat, etc. Mit jener Konstruktion der „guten Mutter“ wird dabei eine Mutterfigur geschaffen, deren Ausgestaltung sich vorgeblich an der weiblichen Biologie orientiert und durch den Bezug auf mythologische Frauenbilder als transhistorisch und transkulturell dargestellt werden kann (cf. *ibid.*). Dieser idealisierten Mutterfigur wird schließlich die Figur der „schlechten“ Mutter gegenübergestellt, die

durch ihre Abweichung von dem geschaffenen Ideal konstruiert wird (cf. *ibid.*). Durch das gesellschaftliche Urteil und durch Abwertung wird sie bestraft und ihr vermeintliches Verfehlen des Mutterideals als Makel betrachtet und mitunter pathologisiert.

Vor dem Hintergrund dieses restriktiven Mutterschaftsdiskurses überrascht der große internationale Aufschrei wenig, der auf die Veröffentlichung von Donaths Studie 2015 folgte. Nahezu zeitgleich veröffentlichte die chilenische Schriftstellerin Lina Meruane ihre Streitschrift *Contra los hijos (una diatriba)* (2014) und läutete auch in Lateinamerika einen Wendepunkt in dem gesellschaftlichen Diskurs über Mutterschaft ein, indem sie – wie bereits Donath – eine gegenwärtige „Renaturalisierung“ von Mutterschaft scharf kritisierte. Sowohl Meruane als auch Donath führen dabei in ihren Ausführungen den bemerkenswerten Widerspruch vor Augen, dass obwohl es Frauen sind, die Kinder austragen, der Diskurs über Mutterschaft patriarchalisch geprägt ist und mitunter auf der Annahme beruht, Frauen verfügten über einen natürlichen Kinderwunsch und sogar Mutterinstinkt. Zwar kommt die französische Philosophin Élisabeth Badinter bereits in ihrem 1980 erschienenen Band *L'amour en plus. Histoire de l'amour maternel*² im Zuge ihrer historischen Untersuchung von Mutter-Kind-Beziehungen zu dem Schluss, dass es sich bei Mutterliebe um ein rein diskursiv geschaffenes Konstrukt handele,³ jedoch verweisen die aktuellen Kontroversen darauf, dass noch immer die Notwendigkeit besteht, Mutterschaft gesellschaftlich neu zu denken. Ganz gemäß der Rousseau'schen Geschlechterkonstruktion, nach der das Mütterliche in Frauen auf natürliche Weise angelegt sei, scheint der Gedanke, erst Mutterschaft ermögliche Frauen ein erfülltes Leben, in vielen Menschen noch immer verankert zu sein. In der gesellschaftlichen Wahrnehmung tritt die Mutter damit auch weiterhin in vielen Kontexten hinter ihren biologischen Eigenschaften zurück.

² Im Deutschen 1981 erschienen unter dem Titel *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*.

³ Badinter vertritt die These, Mutterliebe sei keineswegs eine Art mütterlicher Instinkt, sondern vielmehr ein Gefühl, welches – wie jedes andere – wesentlich von äußeren Umständen abhängt (cf. Badinter ⁴1991, 297). Mutterliebe könne demnach in einer Frau vorhanden sein oder auch nicht, sich verschieden stark ausprägen oder wieder verschwinden (cf. *ibid.*). Schütze plädiert darüber hinaus dafür, Mutterliebe als ein im 18. Jahrhundert etabliertes kulturelles Deutungsmuster zu betrachten, welches nicht nur die Mutter-Kind-Beziehung, sondern auch die Position der Frau in der Binnenstruktur der Familie normativ festschreibe (cf. Schütze 1986, 7). Sie schließt sich somit Badinter in der Ablehnung einer der Frau immanenten Mutterliebe an.

Wie die nachfolgende Analyse der Protagonistin von *La perra* zeigen wird, entwirft die Autorin hier eine Frauenfigur, an der nicht nur die mit Mutterschaft in Verbindung stehenden gesellschaftlichen Erwartungen deutlich werden. Darüber hinaus problematisiert ihr Text eine postkoloniale Perspektive auf die weibliche Hauptfigur, die als kinderlose Frau mit afrokolumbianischen Wurzeln in einer patriarchalen Gesellschaft mehrfach zum marginalisierten Subjekt wird. Aus diesem Grund erscheint es an dieser Stelle notwendig, den Blick nicht nur auf geltende Mutterschaftsdiskurse, sondern auch auf die Kolonialvergangenheit des lateinamerikanischen Kontinents zu lenken, die dort u. a. durch Prozesse der Christianisierung auch auf die Entstehung eines Mutterideals einwirken konnte. Mit der Arbeit von Zuckerhut (2023) sei bspw. auf die bereits einige Jahre andauernde Debatte verwiesen, inwiefern die Kolonialgeschichte des Erdteils nicht auch mit dem erkennbaren Hierarchiegefälle zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht und damit einhergehend mit dem Phänomen des *machismo* in Verbindung steht. Zwar sind sich Forschende darin einig, dass in den vorkolonialen Gesellschaften die Geschlechtsunterschiede eine zentrale Rolle im Alltag spielten, darüber jedoch, wie diese konkret ausgestaltet gewesen sein mögen, besteht weiterhin keine Einigkeit (cf. Zuckerhut 2023, 33). Wie Rita Laura Segato argumentiert, fand neben einer ethnisch-rassistischen Hierarchisierung im Rahmen der Kolonialisierungsprozesse auch eine neue Form der Geschlechterhierarchisierung in den unterdrückten Gruppen statt, da europäische Geschlechterbilder als modern betrachtet wurden und als solche „exportiert“ werden sollten (cf. *ibid.*; cf. Segato 2014, 613). Hierzu zählte auch das stark vom Bild der Mutterschaft geprägte Frauenideal, das im Rahmen der Kolonialisierung und der Verbreitung des christlichen Glaubens in andere Teile der Welt getragen wurde, wo es auf die Ausgestaltung der Geschlechterrollen Einfluss nahm (cf. León 2022, 281). Zentrale Zuschreibungen dieses Mutterbildes basieren auf der Darstellung der heiligen Jungfrau Maria als europäischstämmigem Ur-Bild mütterlicher Tugenden. Aus ihrer Abbildung wurden charakteristische Eigenschaften wie Fürsorge, Leidensfähigkeit, Opferbereitschaft sowie eine lebenslange Sorge um das kindliche Wohl abgeleitet, die infolge zum Mutterideal erhoben wurden. Forschende vertreten sogar die Ansicht, dass überhaupt erst in Analogie zu diesem stark an mütterlichen Attributen orientierten Weiblichkeitsideal das Männlichkeitsbild des lateinamerikanischen *machismo* entstehen konnte, das unter anderem auf physischer Stärke

und Dominanz basiert (cf. id., 280s.).⁴ Beide Geschlechterbilder stehen dabei komplementär zueinander und leiten sich aus den männlichen und weiblichen „biologischen“ Eigenschaften ab, wie in *La perra* offengelegt wird.

3. Das gesellschaftliche Frauen- und Mutterideal als Last in Pilar Quintanas Roman *La perra*

Im Zentrum des Romans *La perra* steht die Protagonistin Damaris, die in einer abgelegenen Region an der kolumbianischen Pazifikküste lebt. Als Kolumbianerin afrikanischer Abstammung gehört sie einer marginalisierten Gesellschaftsgruppe an und lebt in großer Armut. Damaris wünscht sich nichts sehnlicher als ein Kind, doch die Ehe mit ihrem Gatten Rogelio bleibt auch nach Jahren kinderlos. Als Damaris schließlich vierzig Jahre alt wird, laut ihres Onkels, „la edad en que las mujeres se secan“ (Quintana 2018, 25), nimmt sie schmerzlich wahr, dass die Nachfragen aus ihrem sozialen Umfeld, wann sie denn endlich Mutter werde, verstummen. Ihre gesamte Familie, ist sich Damaris sicher, hat ihre Hoffnung in sie und in ihre Versuche, schwanger zu werden, endgültig aufgegeben: „[su prima], y seguramente todo el mundo, daban su caso por perdido, y lo estaba, ella lo sabía, pero le costaba aceptarlo“ (id., 26).⁵

Eines Tages nimmt Damaris aus Mitleid einen weiblichen Welpen bei sich auf, um den sie sich liebevoll zu kümmern beginnt. Zunehmend vermenschlicht sie die Hündin, die sogar jenen Namen erhält („Chirli“), der eigentlich für ihre Tochter vorgesehen war. Die Gegenwart von Chirli, in der Damaris einen Kinderersatz sieht, erfüllt sie mit Glück und verleiht ihrem Leben neuen Sinn. Ganz so, wie sie sich eine fürsorgliche Mutter vorstellt, priorisiert sie Chirlis Bedürfnisse vor ihren eigenen, nimmt bspw. täglich einen beträchtlichen Aufwand auf sich, um den Hunger der „(Ersatz-)Tochter“ zu stillen:

⁴ Der Kolonialismus ist dabei keineswegs als einziger Faktor bei der Übertragung patriarchalischer Modelle im heutigen Lateinamerika zu betrachten. Das Patriarchat und machistische Denkmuster sowie jene Vorstellung des Weiblichen, in der Frauen nur als Mütter betrachtet werden, besitzen komplexe Ursachen und umfassen mehrere Kulturen, nicht nur die lateinamerikanische.

⁵ An dieser Stelle sei auch auf den Namen der Protagonistin verwiesen, der aus dem Griechischen stammt, wo er so viel wie ‘Ehefrau’ bedeutet. Weitere Namensursprünge lassen sich in dem griechischen DAMAR vermuten, was sich mit ‘Jungtier’ oder ‘Kalb’ übersetzen lässt. Beide Etyma legen somit eine gezielte Verwendung des Namens für Damaris nahe, da die Namensgebung den in ihr tief verankerten Ehefrauen- und Mutteridealen weiter Ausdruck verleiht.

[P]ara comprar el pan de la perra Damaris tenía que levantarse a primera hora, cargar el canaleta desde la cabaña, bajar las escaleras con él al hombro, empujar el potrillo desde el embarcadero, meterlo al agua, canalear hasta el otro lado, amarrar el potrillo a una palma, llevar el canaleta al hombro hasta la casa de alguno de los pescadores que vivían junto a la caleta, pedirle al pescador, su mujer o los niños que se lo cuidaran, oírle las quejas y los cuentos al vecino y atravesar medio pueblo caminando hasta la tienda de don Jaime ... Y lo mismo de vuelta. Todos los días, aun bajo la lluvia. (id., 16)

Nicht nur die enorme Anzahl der Stationen von Damaris' beschwerlicher Reise zeugt hier von der immensen Anstrengung, die sie für Chirli in Kauf nimmt. Auch auf Textebene spiegelt die durch Enumeration entstehende lange Satzstruktur die Strapazen des nun alltäglichen Weges wider und beweist Damaris' volle Hingabe der „Tochter“ gegenüber. Wirkt sie hier wie eine jener „guten Mütter“, deren Ideal sie offensichtlich anstrebt, zeigt sich bald, dass ihre Liebe bei weitem nicht bedingungslos ist. Die Situation erfährt nämlich eine abrupte Wendung, als Chirli über mehrere Wochen hinweg im nahegelegenen Dschungel verschwindet und schließlich trächtig zu Damaris zurückkehrt. Das Verhältnis zwischen der Protagonistin und ihrer Hündin kehrt sich dramatisch ins Negative, weil Damaris sich durch diese darin bestätigt sieht, der Sinn des weiblichen Lebens liege in der Fortpflanzung. Als Chirli darüber hinaus, trotz des ihr in Damaris' Augen glücklich vergönnten Kindersegens, ihre Welpen vernachlässigt und eines der Jungtiere sogar frisst, ist der Bruch zwischen beiden besiegelt. Nur kurz darauf erwartet die Hündin ein weiteres Mal Nachwuchs, woraufhin sich Damaris' Wut derart steigert, dass sie Chirli aus Zorn über deren vermeintlichen Ungehorsam und aus Neid auf die Fruchtbarkeit der Hündin – obwohl diese ihren Welpen eine nach menschlichen Maßstäben bewertete „schlechte Mutter“ ist – umbringt. Auch fühlt sie sich durch das Tier verraten, das ihr doch als Tochterersatz und Glücksversprechen hatte dienen sollen und ihr stattdessen die eigene Kinderlosigkeit mehrfach leidvoll vor Augen führt.

Das dramatische Ende des Romans zeigt nicht nur Damaris' Scheitern in ihrem Versuch, „die Natur“ der Hündin zu beherrschen und ins Menschliche zu verändern (cf. Gavito Cortés 2023, 181). Genauso wenig wie Chirlis Verhalten Damaris gegenüber sowie ihr Umgang mit ihren Welpen nach moralischen Maßstäben bewertet werden können, fügt sie sich in jene Tochterrolle ein, die Damaris ihr zuweist. Auch misslingt es Damaris, ihre eigene Kinderlosigkeit zu akzeptieren, da sie die Diskurse über Mutterschaft, die ebendiese als konstitutives Element des Weiblichen betrachten, verinnerlicht hat und als gültig anerkennt. Nachdem sie und Rogelio ohne Erfolg bei einem indigenen Arzt, der sich auf alte Naturmedizin versteht, Hilfe ersucht hatten, gibt Damaris jede Hoffnung auf das Erfüllen ihres Traumes von Mutterschaft auf. Einerseits löst

dies eine ungeahnte Erleichterung in ihr aus, da das ewige Hoffen endlich ein Ende zu haben scheint, andererseits fühlt sie sich „derrotada e inútil, una vergüenza como mujer, una piltrafa de la naturaleza“ (Quintana 2018, 24). Dies zeigt, dass sich Damaris aufgrund ihrer Kinderlosigkeit nicht nur als Verfehlung der Natur betrachtet, sondern auch davon überzeugt ist, als Frau und als Ehegattin versagt zu haben. Die Annahme einer „natürlichen“ Mütterlichkeit wird darüber hinaus auch in der zuvor zitierten Aussage ihres Onkels deutlich, der die weibliche Menopause als „Vertrocknen“ bezeichnet und durch die Evokation einer welkenden Pflanze eine direkte Beziehung zwischen der weiblichen Biologie und der Natur herstellt. Hiermit fungiert er auch als Abbild einer sozialen Vorstellung, in der Frauen jenseits der Themen rund um Fruchtbarkeit und Mutterschaft „unsichtbar“ werden.

Damaris scheitert darin, Frieden mit ihrer eigenen Kinderlosigkeit zu schließen, da sie nicht erkennt, dass sich ihr Körper (ergo die „Natur“) nicht jedem ihrer Wünsche fügt. In diesem Konflikt klingt erstmals eine Kritik an der kolonialen Denkweise an, nach der sich Natur und Umwelt dem Menschen zu unterwerfen haben. Damaris' Körper bzw. der menschliche Körper kann in diesem Sinne als Naturraum verstanden werden, der nur in bestimmtem Maße fremde Kontrolle über sich erlaubt. Über die Beziehung zwischen Damaris und Chirli hinaus spiegeln auch die an das Dorf angrenzenden Naturräume den Konflikt zwischen Mensch und Natur wider. Das Meer, der Urwald und der Himmel werden im Verlauf der Handlung als bedrohlich, zerstörerisch und unberechenbar dargestellt und sind maßgeblich an den Tragödien des Dorfes beteiligt, z. B. an dem Ertrinken des kleinen Nicolasito Reyes im Ozean. Die koloniale Sichtweise auf die Macht des Menschen über die Natur⁶ wird auf diese Weise in *La perra* nicht nur offengelegt, sondern auch umgekehrt, da die Natur

⁶ Im Fokus der Eroberungsabsichten der europäischen Kolonialmächte standen nicht nur die *indígenas*, die es auf den „rechten Pfad“ (hin zum Christentum) zu führen galt, sondern auch die geographischen Regionen des lateinamerikanischen Kontinents, in denen große geologische Schätze und Reichtümer vermutet wurden. Die allgemeine Idee einer Überlegenheit des Menschen gegenüber der Natur, die in den Naturvorstellungen des Kolonialismus besonders deutlich wird, basiert dabei auf der Gegenüberstellung der beiden Pole Mensch und Natur unter der Annahme, dass der Mensch als jener, der die Natur kultivieren und nach seinen Vorstellungen gestalten kann, auch im Recht ist, diese zu beherrschen und auszubeuten (cf. Ortner 1979; cf. Collard 1988).

als unbezwingbar dargestellt wird.⁷ Konträr zur kolonialen Weltanschauung ist sie es, die den Menschen in seine Schranken weist, nicht umgekehrt.

Zusätzlich zu seiner Betrachtung als Naturraum im weitergefassten Sinne problematisiert Damaris' Körper auch den kolonialen Blick auf das weibliche Subjekt, schließlich zeugt bereits Chirlis Namensgebung davon, wie sehr die Protagonistin die westlichen Diskurse verinnerlicht hat. „¿Chirli como la reina de belleza?“ (id., 19), reagiert ihre Cousine Luzmila auf Damaris' Verkündung des Namens, den die kleine Hündin tragen soll. Shirley Sáenz ist dabei der Name der (hellhäutigen) Schönheitskönigin Miss Colombia aus dem Jahre 1977, deren äußeres Erscheinungsbild jenem von Damaris, einer dunkelhäutigen Frau afrikanischen Ursprungs, maßgeblich entgegensteht. Diese scheint jedoch den westlichen Schönheitskanon übernommen zu haben, wie in der Namensgebung des Welpen deutlich wird. Da Damaris den unbedingten Gehorsam ihrer „(Ersatz-)Tochter“ verlangt, kann Chirlis Körper als materielle Entsprechung des Wunsches nach Kontrolle der Protagonistin fungieren (cf. Carosi 2021, 13). In ihr bündelt sich damit nicht nur deren unbändiger Kinderwunsch, sondern auch jener, dem gesellschaftlichen Diskurs zu entsprechen – nicht nur im Hinblick auf ein propagiertes Familienideal, sondern auch auf ein europäisches Aussehen.

Neben dieser Spiegelfunktion, die dem Körper der Hündin hinsichtlich der von Damaris tief verinnerlichte Ideale zukommt, verweist auch deren Selbstwahrnehmung auf eingeprägte gesellschaftliche Diskurse. Während die Protagonistin selbst nämlich in einer kleinen ärmlichen Hütte lebt und tageweise hungrig zu Bett geht, sorgt sie für die Instandhaltung des Hauses der Familie Reyes, von der sie aber nur in unregelmäßigen Abständen für ihre Arbeit entlohnt wird. Die Reyes sind wohlhabend, haben aber nach dem tragischen Tod Nicolasitos ihr Anwesen verlassen und halten sich nur noch selten im Dorf auf. Dass Damaris sich um das Anwesen kümmert, ohne die unzuverlässige Bezahlung zu hinterfragen, zeigt, wie tief sie ihre niedrige soziale Position verinnerlicht hat (cf. id., 9). Der Tod des kleinen Jungen, den sie nicht nur unmittelbar miterleben musste, sondern für den sie sogar verantwortlich gemacht wird, da ihr Unachtsamkeit bei der Betreuung vorgeworfen wurde, scheint sie ihr Leben

⁷ Hierbei handelt es sich um ein klassisches Thema in der lateinamerikanischen Literatur, das vor allem in den sog. *novelas de la selva* aufgegriffen wird, einer Literaturgattung, in der die amazonische Dschungellandschaft mystisch aufgeladen zum Schauplatz der Handlung wird (cf. Hunt 2013). Prominente Vertreter dieser *novelas* sind u. a. Rómulo Gallegos' Roman *Canaima* (1935) oder José Eustasio Riveras *La vorágine* (1924).

lang an die Familie zu binden. Doch es ist nicht nur die harte gewaltvolle Bestrafung – Damaris muss mit Peitschenhieben für das vermeintliche Vergehen büßen –, die hier an das Verhältnis zwischen Herren und Sklaven erinnert. Auch Damaris' eigene Körperwahrnehmung spiegelt wider, was Carosi als „defeminization of black women“ (id., 12) bezeichnet: Ihre großen Hände scheinen für harte Arbeit geschaffen zu sein, denn wie sie selbst feststellt, „[e]ran manos de hombre, las manos de un obrero de construcción o un pescador capaz de jalar pescados gigantes“ (Quintana 2018, 59). Die hier präsentierte Perspektive von Damaris auf ihre eigenen Hände kann als Verweis darauf gedeutet werden, dass die Kolonialvergangenheit Lateinamerikas neben ihrer Einflussnahme auf Mutter- und Geschlechterbilder auch Auswirkungen auf die Fremd- und Selbstwahrnehmung ehemals kolonialisierter Subjekte hat (cf. Mohanty 2001). Nicht nur die Wahrnehmung nicht-westlicher geographischer Regionen, sondern auch jene von dessen Bevölkerung unterliegt damit bis heute jener Bedeutungsfixierung, welche die indisch-amerikanische Literaturwissenschaftlerin Gayatri C. Spivak als „worlding“ (Spivak 1985, 247), als „Weltmachen“, bezeichnet.⁸ Vor allem das Motiv (kräftiger) Hände gewinnt hier an Bedeutung, da „[b]ig hands, as a synecdoche of the strong female body, bear a long racist history that points to slavery“ (Carosi 2021, 12).

Bei all ihrer physischen Arbeitskraft erfüllt Damaris' Körper dabei gerade jene Aufgabe nicht, die sie zuvorderst von ihm erwartet. Da sie von ihrer eigenen Unfruchtbarkeit überzeugt ist – weder Damaris noch ihr Umfeld hegen auch nur den geringsten Zweifel daran, dass die ungewollte Kinderlosigkeit des Paares an ihrer physischen Verfassung liegt, nicht an der Rogelios –, erkennt sie ihn nicht als weiblichen Körper an. Es geschieht derart, dass Damaris' Unfruchtbarkeit

⁸ Vor allem die weibliche Bevölkerung ehemaliger Kolonien, die nicht nur Gegenstand des westlichen Blicks ist, sondern durch ihn auch zum Objekt der patriarchalen Perspektive wird, läuft damit Gefahr – selbst in feministischen Diskursen – als Produkt des westlichen Blicks homogenisiert und als „third world women“ kategorisiert zu werden (cf. Mohanty 2001, 463–466). Der Aspekt der Homogenisierung des weiblichen Subjekts gewinnt vor allem in Anbetracht der Forderung nach einem indigenen Feminismus an Bedeutung, der sich als Gegenentwurf zum westlichen Feminismus versteht. Indem María Galindo, Mitbegründerin des Kollektivs *Mujeres Creando*, u. a. dazu aufruft, „de no decir lo que la india dice, sino de escuchar lo que ella dice“ (Galindo 2006, 28), macht sie auf die fehlende Perspektive indigener Frauen in feministischen Debatten deutlich, die von immer mehr lateinamerikanischen Aktivistinnen gefordert wird. Dies zeigt, dass das überdauernde Machtgefälle zwischen Kolonialmacht und Kolonialisiertem noch immer mit Formungen der ehemaligen kolonialisierten Subjekte einhergeht und deren gegenwärtiges Selbstbild – wie auch die Körperwahrnehmung der Protagonistin in *La perra* zeigt – weiterhin beeinflusst.

vor dem Hintergrund einer von Rassismus, Klassenhierarchien und von einem festen Frauenideal geprägten Gesellschaft als ihre Unmöglichkeit dargestellt wird, als Individuum in Erscheinung zu treten (cf. id., 5). Ihre Konstruktion als Modell der Abweichung von einem zur Norm konstruierten weiblichen Ideal, ihre *otherness*, verdeutlicht somit gesellschaftliche Unsichtbarkeit (cf. *ibid.*). Auf diese Weise lässt sich Quintanas Protagonistin nicht nur als warnendes Beispiel vor dem Hintergrund eines gesellschaftlichen Diskurses lesen, der vor allem auf Frauen großen Druck ausübt. Sie verweist zudem auf die Unsichtbarkeit marginalisierter Gesellschaftsgruppen im heutigen Kolumbien. Abschließend konstruiert die Autorin Damaris auch als Figur der indigenen Mutter, deren genealogische Linie durch die Eroberung und Kolonialisierung Lateinamerikas abbricht. Dass Damaris ohne Nachkommen sterben wird, ließe sich in diesem Zusammenhang sinnbildlich als Unterdrückung bis hin zur Auslöschung der indigenen Völker und deren Kulturen durch die Kolonialmächte lesen.

4. Fazit

Anhand seiner Darstellung der Mutterfigur in der Protagonistin Damaris weicht der kolumbianische Roman *La perra* von Pilar Quintana beträchtlich von jener Konstruktion der idealisierten „guten Mutter“ ab, welche auf einem patriarchalen Blick auf das weibliche Geschlecht beruht. Hiermit schließt er sich nicht nur der steigenden Anzahl literarischer Werke an, die darauf abzielen, vor allem solche Facetten von Mutterschaft zu präsentieren, die in der öffentlichen Wahrnehmung bisher kaum eine Rolle spielten. In der komplexen Ausgestaltung der Protagonistin sowie der „Mutter-Kind-Beziehung“ im betrachteten Roman bildet dieser zudem die gesellschaftliche Tendenz ab, Mutterschaft nicht mehr als Gebot und „natürliche Berufung“, sondern als individuelle Erfahrung zu begreifen. Das Verhältnis der Protagonistin zu ihrer „(Ersatz-)Tochter“ wandelt sich im Verlauf der Handlung tiefgreifend und endet in der grausamen Ermordung der Hündin Chirli; tiefste Hingabe weicht zunehmend Enttäuschung, Wut und Neid als Ausdruck der Kritik an einer übersteigerten Mütterlichkeit, die ins Gegenteil umschlägt.

Anhand ihrer Protagonistin verweist Quintana jedoch nicht nur auf das erhebliche Gewicht des gesellschaftlichen Mutterschaftsideals, das auf viele Frauen großen Druck ausübt. Auf vielschichtige Weise verbindet sie in dem Körper der Hauptfigur sowie in den protagonistisch auftretenden Naturräumen des Romans den Diskurs über Mutterschaft mit antikolonialen Erzählmotiven. Vor allem in Texten, die aus der Perspektive ehemaliger Kolonien verfasst werden, so zeigt Quintana, lässt sich die Mutterfigur auf diese Weise auch für Iden-

titätsdiskurse fruchtbar machen, die auf die Sichtbarmachung der von Gewalt und Unterdrückung geprägten Vergangenheit einer Region und deren Bevölkerung zielen. Dabei erlaubt erst die Bewusstwerdung des (eigenen) „westlichen Blicks“ das Erkennen solcher Erzählmuster. Folglich muss die koloniale Vergangenheit bei der Betrachtung der aktuellen (literarischen) Diskurse einbezogen werden und darf keinesfalls außer Acht gelassen werden.

5. Bibliografie

5.1. Primärliteratur

Quintana, Pilar (2018): *La perra*, Barcelona, Random House.

5.2. Sekundärliteratur

Badinter, Élisabeth (*1991): *Die Mutterliebe: Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*, München/Zürich, Piper.

Carosi, Marcelo (2021): „Reproductive Debility and the Animal Within: Narrating Black Womanhood in Pilar Quintana’s *La perra*“, in: *Hispanófila* 193, 3–16.

Collard, Andrée (1988): *Rape of the Wild. Man’s Violence against Animals and the Earth*, London, The Women’s Press Ltd.

Donath, Orna (2023): *Regretting Motherhood. Wie Frauen mit einem unerlaubten Gefühl leben*, München, Penguin.

Foucault, Michel (1979): *Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France – 2. Dezember 1970*, Frankfurt a. M./Berlin/Wien, Ullstein.

Galindo, María (2006): „Indias, putas y lesbianas, juntas revueltas y hermanadas. ¡Un libro sobre *Mujeres Creando!*“, in: Monasterios, Elizabeth (ed.): *No pudieron con nosotras: El desafío del feminismo autónomo de Mujeres Creando*, La Paz, Plural, 27–60.

Gavito Cortés, Marina (2023): „Una lectura ecocrítica a la relación naturaleza y ser humano en *La perra*, de Pilar Quintana“, in: *Figuras. Revista académica de investigación* 4/3, 175–182.

Hunt, Laura (2013): „Imagining Amazonia: The Construction of Nature in the Latin American *Novela de la selva*“, in: *Hispanic Journal* 34/1, 71–84.

Kuster, Friederike (2019): *Philosophische Geschlechtertheorien zur Einführung*, Hamburg, Junius.

- León, Luís (2022): „Latino men, Machismo, and Christianity“, in: Nabhan-Warren, Kristy (ed.): *The Oxford handbook of Latinx Christianities in the United States*, New York, Oxford University Press, 279–295.
- Mohanty, Chandra Talpade (2001): „Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses“, in: Durham, Meenakshi Gigi/Kellner, Douglas (edd.): *Media and cultural studies keywords*, Malden (Massachusetts) et al., Blackwell, 462–488.
- Ortner, Sherry (1979): „¿Es la mujer al hombre lo que la naturaleza con respecto a la cultura?“, in: Harris, Olivia/Young, Kate (edd.): *Antropología y feminismo*, Barcelona, Anagrama, 109–131.
- Palomar Vereá, Cristina (2004): „‘Malas madres’: la construcción social de la maternidad“, in: *Debate Feminista* 30, 12–34.
- Schütze, Yvonne (1986): *Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“*, Bielefeld, Kleine.
- Segato, Rita Laura (2014): „El sexo y la norma: frente estatal, patriarcado, desposesión, colonidad“, in: *Estudios Feministas* 22/2, 593–616.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1985): „The Rani of Sirmur: An Essay in Reading the Archives“, in: *History and Theory* 24/3, 247–272.
- Zuckerhut, Patricia (2023): „Raza, clase y género en Guatemala y México después de la Independencia“, in: Blecha, Laurin/Cwik, Christian/Türschmann, Jörg (edd.): *La emancipación de América Central en su retrospectiva (1821-2021)*, Berlin/Boston, De Gruyter, 33–45.